

Im „Geist echter philosophischer Forschung“. Aus der Geschichte der Schopenhauer-Gesellschaft¹

von Andreas Hansert (Frankfurt a. M.)

Hundert Jahre Schopenhauer-Gesellschaft – das heißt: hundert Jahre Kodifizierung, Institutionalisierung und philologische Bearbeitung der Gedanken des Meisters, heißt Vergemeinschaftung der Freunde und Verehrer seiner Philosophie auf einem international ausgerichteten Forum, heißt schließlich auch Archivierung und Musealisierung seiner Hinterlassenschaften. Schopenhauers Werk aber sperrt sich in mancher Hinsicht gegen solche Bemühungen. Wie soll das gehen: Philosophie, verstanden als „rücksichtslose Wahrheitsforschung“ (P I, 167), institutionell betrieben und damit womöglich ungemäß domestiziert im Rahmen einer Gesellschaft? Und im Weiteren dann betrieben sogar an der Universität, an der Schopenhauers Karriereabsichten bekanntlich früh gescheitert sind und die ihm im Folgenden, vor allem auch aus methodischen Gründen, zum Hassobjekt geworden war. Nietzsche hatte, als er in seinen frühen Studienjahren *Die Welt als Wille und Vorstellung* in einem Leipziger Antiquariat entdeckt und gelesen hatte, gleich etwas von dieser Problematik geahnt. Seinen Schul- und Lebensfreund Paul Deussen, der Jahrzehnte später zum Gründer der Schopenhauer-Gesellschaft werden sollte, forderte er nicht nur auf, „jede Zeile“ dieses Philosophen zu lesen, sondern mahnte ihn zugleich: „aber nichts über ihn, keine Zeile über ihn“. Was über ihn gesagt würde könne den bedeutenden Gehalt seiner Gedanken somit nur verwässern. Nur das Original! Bloß nicht institutionalisieren!

Und doch: wie sollte gerade ein so originelles Werk wie das Schopenhauers sich geistesgeschichtlich behaupten, wäre es allein auf sich gestellt geblieben? Bereits Schopenhauer wusste, der Glaubensstifter braucht auch seine „Apostel“, wie er selbst seine ersten Anhänger ironisch bezeichnete, und vor allem wusste er auch die „Evangelisten“ unter ihnen zu schätzen, jene ersten Autoren, die schon zu seinen Lebzeiten viele und zum Teil kluge Zeilen „über ihn“ geschrie-

1 Dieser Essay behandelt in komprimierter Fassung den Inhalt meines Buches *Schopenhauer im 20. Jahrhundert. Geschichte der Schopenhauer-Gesellschaft*, Wien-Köln-Weimar 2010. Alle hier verwendeten Zitate sind dort nachgewiesen. Unterdessen liegt von meinem italienischen Kollegen Fabio Ciraci eine zweite Darstellung des Themas vor: *In lotta per Schopenhauer. La Schopenhauer-Gesellschaft fra ricerca filosofica e manipolazione ideologica 1911–1948*, Lecce 2011.

ben hatten. Ob aus den Aktivitäten solcher Adepten eine „Kirche“, eine Institution von allgemeiner und universeller Reichweite wird, die dem Werk seinen Bestand und seine Verbreitung sichert, steht auf einem anderen Blatt. Wer anders aber konnte hier im Reich des säkularen und wissenschaftlichen Denkens die Funktion der Kirche – nämlich der Originalität des Gedankens Dauerhaftigkeit zu verleihen – übernehmen als die Universität? Doch die Universität zeigte sich gegenüber Schopenhauer, der ihr so viel Animosität entgegengebracht hatte, spröde. Erschwerend kam sein fernöstlich grundierter Atheismus hinzu, der der seinerzeit kulturprotestantisch orientierten deutschen Universität ein Stein des Anstoßes war. Und doch ist gerade sie, die Universität, als einer Art Clearingstelle dessen, was im Reich des Geistes gelten und gewissermaßen offiziös in den Kanon kritischen Denkens erhoben werden soll, auch für die Wirkung von Schopenhauers Werk auf Dauer nicht zu umgehen. Das ist die in sich widersprüchliche Konstellation, vor die sich die Wirkungsgeschichte gerade dieses Philosophen gestellt sieht.

Doch die Universität war keineswegs die einzige Agentur der Kodifizierung Schopenhauers. Auch verschiedene Bibliotheken – die Berliner Staatsbibliothek, wo das größte Konvolut seiner Manuskripte liegt, und die Frankfurter Universitätsbibliothek (in der die frühere Frankfurter Stadtbibliothek institutionengeschichtlich aufgegangen ist), die das Schopenhauer-Archiv trägt – haben ihren Teil dazu beigetragen. Als wichtigste Institution ist seit hundert Jahren nun aber die Schopenhauer-Gesellschaft zu nennen.

Der Gründer der Gesellschaft, Paul Deussen (1845–1919), war immerhin selbst Universitätsprofessor. Als Anhänger Schopenhauers hatte er die Spannung, die zwischen dem Denker und der akademischen Philosophie existierte, allerdings noch am eigenen Leib zu spüren bekommen als man gegen seine Karrierebemühungen an der Universität Vorbehalte geltend gemacht hatte. Zunächst in Berlin, dann als ordentlicher Professor in Kiel konnte er dann aber doch noch reüssieren. Deussen war Philosoph und Indologe. Eines seiner Hauptverdienste war die Übersetzung eines großen Teils der von Schopenhauer so geschätzten Upanishaden ins Deutsche, die Schopenhauer selbst immer nur in einer lateinischen Übersetzung zugänglich gewesen waren. Die Philosophie Indiens, das Neue Testament (Deussen war auch Theologe), Platon, über den er promoviert hatte, dann vor allem Kant und schließlich als ein Höhepunkt philosophischen Denkens Schopenhauer – das war der gedankliche Kosmos, in dem Deussen sich bewegte und den er in umfangreichen Schriften ausgemessen hat.

Als Schopenhauers fünfzigster Todestag sich näherte, trat der noch junge Verleger Reinhard Piper, ein Schopenhauer-Enthusiast, an Deussen heran und beauftragte ihn mit einem weiteren großen Projekt, nämlich einer historisch kritischen Gesamtausgabe der Werke Schopenhauers einschließlich der Briefe und den bislang unveröffentlichten Nachlassteilen. Nach Julius Frauenstädt und

Eduard Grisebach war Deussen der Dritte, der sich dieser Aufgabe unterzog. Eine teilweise andere Konzeption als seine Vorgänger und der Ehrgeiz, Fehler, die diesen unterlaufen waren, zu korrigieren, waren für ihn bestimmend. Ein Team junger Mitarbeiter unterstützte ihn tatkräftig, so dass der erste Band seiner Ausgabe – ein getreuer Abdruck der *Welt als Wille und Vorstellung* nach der Ausgabe letzter Hand von 1859 – schon 1911 präsentiert werden konnte. Weitere Bände kamen zunächst in schneller Folge. Krieg und Nachkriegszeit brachten das Projekt jedoch ins Stocken, noch 1942 – lange nach Deussens Tod – erschien ein Band; aber das Ganze blieb ein Torso; mehrere geplante Bände, die Nachlassschriften bringen sollten, kamen im Rahmen dieser Ausgabe nicht mehr heraus.

Doch es war dieses Editionsprojekt, das gleich in seinen Anfängen eine andere Idee, von der man auf dem großen Philosophenkongress im April 1911 in Bologna schon gesprochen hatte, endlich Realität werden ließ: die Gründung der Schopenhauer-Gesellschaft. Deussen machte sich jetzt ans Werk und rief am 30. Oktober 1911 in Kiel, wo er seinen Lehrstuhl hatte, die Gesellschaft ins Leben. Im Gründungsaufwurf verlieh er seinen Hoffnungen und Erwartungen an die neue Institution Ausdruck:

Sollte der Erfolg unseren Erwartungen entsprechen, so dürfte unsere Gesellschaft nach und nach zu einer Macht erstarken, welche, gleichweit entfernt von finstern Aberglauben und plattem Materialismus, berufen sein könnte, den Geist echter philosophischer Forschung und wissenschaftlicher Metaphysik in immer weiteren Kreisen des deutschen Vaterlandes und weit über dessen Grenzen hinaus zu wecken und nach Kräften zu unterstützen.

Dieser Aufruf wurde von Persönlichkeiten aus der ganzen Welt unterzeichnet: Gelehrte aus Indien, Japan, den USA, Italien, Schweiz und Österreich waren daran beteiligt, im Inland ein Teil der wichtigsten Kenner Schopenhauers wie der Verfasser eines Standardwerks über den Philosophen Gustav Friedrich Wagner, aber auch so prominente Künstler wie Hans Thoma und Wilhelm Trübner, während das kontinuierliche Fehlen des großen Schopenhauer-Verehrers Thomas Mann in den Mitgliedslisten dann doch auffällt. 200 Personen traten der neu gegründeten Gesellschaft bei; auf fast 700 stieg ihre Zahl bis zum Jahr 1918. Mit der 1904 gegründeten Kantgesellschaft, die bald 3000 Mitglieder verzeichnete, konnte sie sich freilich nicht messen.

Wie literarische Gesellschaften im Allgemeinen, so hatte sich auch diejenige, die sich nun Schopenhauer widmete, drei Aufgaben gestellt: der Gemeinschaft der Kenner und Anhänger seiner Lehre einen institutionellen Rahmen zu geben, ein Archiv zu Leben und Werk aufzubauen und ein Jahrbuch herauszubringen, das der Rezeption des Philosophen gewidmet sein sollte.

Deussen selbst war ein sehr jovialer Mann, der gerne alles zu Wort kommen lassen wollte, was sich an Verehrung und Kennerschaft für Schopenhauer Aus-

druck verschaffen wollte. Die seit 1912 erscheinenden Jahrbücher waren unter seiner Ägide daher nicht streng wissenschaftliche Kompendien, sondern auch Foren für laienhafte oder künstlerisch inspirierte Annäherungen. Das blieb nicht unwiderrspochen. Es gab Kräfte in der Gesellschaft, die der Arbeit ein schärferes intellektuelles und wissenschaftliches Profil verleihen wollten, damit von der Schopenhauer-Gesellschaft zu Recht als einem Forum „echter philosophischer Forschung“ gesprochen werden könne. Einer der Wortführer dieser Bestrebungen war ein junger Mitarbeiter in Deussens Team bei der Edition seiner Schopenhauer-Ausgabe: Franz Mockrauer.

Mockrauer (1889–1962) war einer der ambitioniertesten Köpfe in der Schopenhauer-Gesellschaft. Durch die philologische Detailarbeit an den schopenhauerschen Manuskripten, die wie gesagt in der königlichen Bibliothek in Berlin – der heutigen Staatsbibliothek – liegen, war er ein intimer Kenner des Werkes und war nicht nur als Editor, sondern auch als Interpret des Philosophen sein Leben lang produktiv. Allerdings saß er nicht an der Universität, sondern wurde in den Zwanzigerjahren Leiter der Volkshochschule in Dresden und war in dieser Eigenschaft einer der wichtigsten Vertreter der damals aufblühenden Volksbildungsbewegung in Deutschland. In längeren internen Auseinandersetzungen in der Gesellschaft, die nach Deussens Tod 1919 verstärkt hervorbrachen, focht er gegen ein Gewährenlassen des „dilettantischen“ Elements und setzte die Einrichtung einer „wissenschaftlichen Leitung“ als einem neuen Organ der Gesellschaft durch – ein Gremium, das dem Jahrbuch mehr Stringenz verleihen sollte. An einer Marginalie entzündete sich 1921 hier nun ein grundsätzlicher Konflikt. Mockrauer redete der Unabhängigkeit der philosophischen Forschung innerhalb der Schopenhauer-Gesellschaft das Wort. Sein Gegenpart war der Schatzmeister, Arthur von Gwinner, Chef der Deutschen Bank, der dem Vorstand der Gesellschaft das letzte Wort einräumen wollte. Gwinner war der Sohn von Wilhelm Gwinner, dem Testamentsvollstrecker Schopenhauers und dessen erster Biograph. Die Familie Gwinner befand sich im Besitz bedeutender Materialien zu Schopenhauer – Bücher aus dessen Bibliothek, Manuskripte, biographische Dokumente u. a. Dieser Konflikt zwischen Gwinner und Mockrauer schaukelte sich über eineinhalb Jahre hoch und geriet zum Eklat. Mockrauer warf Gwinner vor, dieser nehme einen „dogmatisch ‚apostolischen‘ Standpunkt“ in Sachen Schopenhauer ein und machte die Dresdener Ortgruppe, in der er das Sagen hatte, gegen den Vorstand mobil. Gwinner warf sein Schatzmeisteramt am Ende entnervt hin. Mockrauer hatte für die stärker wissenschaftliche Ausrichtung einen Sieg erfochten. Doch es hatte seinen Preis: menschliche Verletzungen und Verwerfungen blieben zurück, und die Familie Gwinner hatte auf absehbare Zeit keine Neigung mehr, hinsichtlich ihres Besitzes an Schopenhaueriana mit der Gesellschaft zu kooperieren.

Mit dem Ende dieses Grundsatzkonflikts zwischen „Gemeinde“ und „Wissenschaft“ wurde 1924 Hans Zint (1882–1945), ein Richter aus Schopenhauers Vaterstadt Danzig, Präsident der Gesellschaft. Zint war eine ausgleichende Natur und hatte versucht, zwischen den beiden Lagern zu vermitteln. Intellektuell war er bereit und in der Lage, die von Mockrauer gelegte Fährte aufzunehmen. Er schrieb und publizierte selbst vielfach über Schopenhauer. Vor allem aber wurden unter seiner Leitung seit Ende der Zwanzigerjahre große Kongresse organisiert, die sich Schwerpunktthemen wie „Europa und Indien“, „Philosophie und Religion“ oder „Theorie und Wirklichkeit“ widmeten und prominente Redner wie Helmuth Glasenapp, den indischen Mönch und Gelehrten Vivikananda, den französischen Literaturnobelpreisträger Romain Rolland, Albert Schweitzer, Martin Buber, Hans Prinzhorn und andere aufzubieten hatten.

Das zweite Ziel der Gründung – der Aufbau des Archivs – hatte zunächst nur bescheidene Resultate vorzuweisen. Ungleich schwerer wogen die Bestände, die die Frankfurter Stadtbibliothek damals schon verwahrt hielt. Schopenhauer selbst hatte dort den Anfang gemacht, als er dem Haus, das er häufig besucht hatte, fotografische Porträts von sich vermachte – unter anderem Daguerreotypien. 1891 erwarb die Bibliothek ein bedeutendes Manuskriptteil der *Welt als Wille und Vorstellung*, später die berühmte Karikatur Schopenhauers mit seinem Hund von Wilhelm Busch, umfangreiche Bestände von Büchern aus seiner Bibliothek und andere Stücke. Nach Deussens Tod vereinigte die Gesellschaft ihre wenigen Objekte mit denen der Frankfurter Stadtbibliothek, und diesem Zusammengehen verdankt sich 1921 die Gründung des Schopenhauer-Archivs. Die Gesellschaft war in diesem Arrangement der Juniorpartner, den entscheidenden Anteil am weiteren Ausbau hatte die Stadt Frankfurt.

In den Zwanzigerjahren sah sich die Gesellschaft verstärkt der allgemeinen politischen Polarisierung des öffentlichen Lebens ausgesetzt. 1920 wurde sie in eine höchst unangenehme Affäre verstrickt, als eines ihrer Mitglieder, die Schriftstellerin Maria Groener, sich als Anhängerin der neu entstandenen völkischen Bewegung zu erkennen gab. Groener unterzog Schopenhauer einer entschieden antisemitischen Lesart, vereinnahmte ihn als Vordenker der Rassenhygiene und startete sehr persönlich gehaltene und verletzende Angriffe auf jüdische Mitglieder, darunter insbesondere Franz Mockrauer, aber auch auf den gerade verstorbenen Deussen, der mit einer Jüdin verheiratet gewesen war. Groener und ihre Mitstreiter publizierten ihre Texte in den Verlagen und Organen der rechtsradikalen Szene, die in München entstanden war. Im Deutschen Volksverlag brachte sie eine schmale Schrift *Schopenhauer und die Juden* heraus, wo damals analoge Titel wie *Goethe und die Juden*, *Luther und die Juden*, *Wagner und die Juden* erschienen und wo auch Alfred Rosenberg publizierte. In diesem Umfeld schrieb Bruno Tanzmann in einem Artikel *Die Rettung von Schopenhauers Philosophie für*

die völkische Erziehung schon im Jahr 1920 den ungeheuren Satz: „Für uns Völkische ist die Rassenfrage die Feuerprobe für alles Denken: wer diese nicht besteht, der geht für uns in Rauch auf.“ Schopenhauer aber sei, so heißt es dann weiter, einer, obwohl er so gut wie nichts über die Rassenfrage selbst geschrieben habe, der feuerfest sei und klar herauskomme.

Schopenhauer hatte über die Rassenfrage allerdings nichts geschrieben; zu seinen Lebzeiten war die Rasse noch kein Gegenstand der öffentlichen Debatte. Doch einige wüste Ausfälle gegen die Juden sind in seinem Werk in der Tat zu finden. Sie stehen bei ihm im Kontext seines übergreifenden Systems, das der indischen Weisheit den Vorzug gibt vor den von Schopenhauer rigoros abgelehnten theistischen, insbesondere der monotheistischen Religionen, als deren Urheber er das Judentum sah. Judentum und insbesondere der Islam verfielen daher seinem Verdikt, während er dem Christentum eine Abmilderung des Theismus zugute hielt, da er bei ihm gewisse Einflüsse Indiens vermutete.

Die Schopenhauer-Gesellschaft reagierte auf die infamen Attacken schnell, indem sie Groener und einen ihrer Mitstreiter aus ihren Reihen kurzerhand ausschloss. Diese gründeten daraufhin eine eigene Organisation – die Neue *Deutsche* Schopenhauer-Gesellschaft –, der dann Personen wie Dietrich Eckart, ein Intimus von Hitler, beitraten. In den folgenden Jahren legte diese Abspaltung einige Publikationen zu einer entsprechend gefärbten Schopenhauer-Interpretation vor. Doch ihre Aktivitäten erlahmten bald und noch nicht einmal unter den vermeintlich günstigen ideologischen Bedingungen während der NS-Zeit vermochte sie sich dann zu entfalten.

Gerade Mockrauer, aber auch der spätere Präsident Hans Zint, selbst bekennender Republikaner und Sozialist, versuchten Schopenhauer eine ganz andere Leseart abzugewinnen. Zint ging in einem Aufsatz so weit, Schopenhauer als einen Kritiker der kapitalistischen Wirtschaft und einen „Sozialisten“ zu sehen. Der habe in einer Lebensführung, die auf Kosten der Kräfte anderer gehe, moralisches Unrecht und nur in eigener Arbeit den rechtlich und sittlich möglichen Ursprung des Eigentums gesehen (P II, § 125). Und Mockrauer versuchte, Schopenhauer in den demokratisch-egalitären Grundströmungen der Volksbildung eine Heimstatt zu bieten, nachdem seine Etablierung in der universitären Philosophie schwierig geblieben war. Er war sich dabei wohl bewusst, dass der stolze Geistesaristokrat Schopenhauer, der die „Fabrikware“ des normalsterblichen Geistes verachtete und mit seiner Rede von der Unveränderlichkeit des Charakters einem pädagogischen Pessimismus frönte, für die in der Weimarer Zeit zur großen Blüte gelangten Volksbildung vordergründig keineswegs geeignet war. Doch Schopenhauer habe sich gegen die „Jahrhunderte alte europäische Tyrannei einer angeblichen Schau durch Begriffe“ gewandt und der Intuition, der Erkenntnis durch Anschauung wieder zu ihrem Recht verholfen. Das aber kam – so Mockrauer – mit der Bildhaftigkeit und „Volksverständlichkeit“ seiner Sprache

einem volksbildnerischen Anliegen in mancher Hinsicht sehr wohl entgegen. Die Volksbildung stelle den leeren Abstraktionen der akademischen Wissenschaften immer wieder das „unerschöpflich reiche, stets andere, stets fließende Leben gegenüber [...]“, so dass in ihr die „genialen ‚Dilettanten‘“ – neben Schopenhauer auch Feuerbach, Nietzsche, Spengler und Tolstoi – ihren Platz hätten. So machten die Zwanzigerjahre aus Schopenhauer gleichermaßen einen „Linken“ wie einen „Rechten“. Tatsächlich war er unpolitisch oder vielmehr ein Politikverächter, und als solcher genoss er Hochschätzung auch beim frühen Thomas Mann, wovon an späterer Stelle noch zu reden sein wird.

Naturgemäß stellt die NS-Zeit für eine Institution, deren erstes, jetzt abgeschlossenes Säkulum zum größten Teil ins 20. Jahrhundert fällt, den wohl spannendsten Abschnitt ihrer Geschichte dar. Da zudem gutes Quellenmaterial davon erhalten ist, lädt dieser Abschnitt zu ausführlicherer Darstellung ein.

Auflösung oder Anpassung – das schien auch für die Schopenhauer-Gesellschaft die überaus schroffe Alternative dieser unseligen Ägide. Viele andere freie Vereinigungen des Kulturlebens oder in der Wissenschaft haben diese Jahre nicht überstanden – etwa die ungleich größere Kantgesellschaft –, sie mussten nach dem Krieg meist wieder neu gegründet werden. Die Schopenhauer-Gesellschaft ist insofern ein bemerkenswertes Exempel, als sie – unter weitgehender Reduktion ihrer Aktivitäten auf die Herausgabe des Jahrbuchs – die ganze NS-Zeit über bestehen blieb, ohne sich offen in die Arme des Regimes zu begeben.

Bei Hitler genoss Schopenhauer größte persönliche Wertschätzung. Schon in seiner Wiener Bohemienzeit hatte er seine Liebe zu ihm entdeckt. Es war die Rezeptionslinie Schopenhauers, die über Nietzsche und Wagner lief, die seine Faszination für den Denker begründete. Schopenhauers Werk war eine „Künstlerphilosophie par excellence“, wie Thomas Mann sie pointiert definierte, und als solche hatte sie ihre Strahlkraft auf Hitler – „den abgewiesenen Viertelskünstler“ (Mann). Er behauptete später, er habe die schopenhauersche Reclamausgabe im Tornister durch den Ersten Weltkrieg geschleppt; das Exemplar der *Welt als Wille und Vorstellung* sei ganz zerlesen gewesen. Dieser mehr aus dem Künstlerischen herkommenden Verehrung für den Philosophen blieb Hitler sein Leben lang treu. Dass Schopenhauers gesamte Ethik seiner Weltsicht offenkundig widersprach, hat ihn nicht von dem Wunsch abgehalten, ihm in dem großen Führermuseum, das er für seine Heimatstadt Linz plante, einmal eine Statue aufzustellen. Auch Schopenhauers Formulierungen gegen die Juden hat er erstaunlicherweise nur beiläufig zur Kenntnis genommen, obwohl er Maria Groeners *Schopenhauer und die Juden* in seiner Münchner Zeit nachweislich ausgeliehen hatte und hier alle einschlägigen Stellen in Schopenhauers Werk kompendienartig zusammengefasst vorfand. An zwei Stellen in *Mein Kampf* hat er vergleichsweise marginalen Gebrauch davon gemacht, ansonsten auf Schopenhauers

antijüdische Äußerungen nicht weiter rekurriert. Als Ästhet und genialer Stilist blieb Schopenhauer maßgeblich für ihn.

Ungleich kritischer sah Alfred Rosenberg Schopenhauer, dem er in seinem *Mythus des 20. Jahrhunderts* einen längeren Abschnitt gewidmet hatte. Rosenberg lehnte Schopenhauers Willensmetaphysik strickt ab. Schopenhauer, der im Willen das Primäre, im Intellekt aber das Sekundäre, Abgeleitete sah, widersprach er grundsätzlich, indem er den Willen als ein intentionales zielgerichtetes Vermögen menschlichen Handelns deutete. Schopenhauers Wille sei ein „rein tierischer Trieb [...] ein unschöpferisches, niederziehendes Prinzip“, gegen den er ein „kategorisches Sittengesetz“ stark machen wollte. Der Mensch sollte durch eine Willensanstrengung gegen den bösen Trieb die Oberhand behalten. Über solchen Zweckoptimismus hätte Schopenhauer – hierin ganz ein Vorläufer Sigmund Freunds – nur milde lächeln können. Da Rosenberg seine grundlegende Konzeption nicht für tragfähig hielt, sah er Schopenhauer persönlich als eine tragische, an sich selbst gescheiterte Figur: „[...] ein Mensch hat hier alles auf eine Karte gesetzt, und diese hat fehlgeschlagen.“

Bei solch kontroverser Haltung, die Hitler und Rosenberg zu Schopenhauer bezogen, entfaltete das Regime keinen Ehrgeiz, eine einheitliche, quasi offiziöse Lesart Schopenhauers zu entwickeln. Von der Spitze des Regimes drohte der Schopenhauer-Gesellschaft daher keine Gefahr: weder der an Schopenhauer gesteigert interessierte Hitler noch Rosenberg noch Goebbels nahmen ernsthaft Notiz von ihr, und Dietrich Eckart, der der rechtsradikalen Abspaltung von Maria Groener beigetreten war, war längst schon verstorben. Gefahr ging von Eiferern und Denunzianten im eigenen Umfeld, mitunter sogar in ihren eigenen Reihen aus, mehr aber noch von dem allgemeinen politischen Druck, der schwer auf dem kulturellen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben lastete.

Hans Zint wurde gleich 1933 aus seiner beruflichen Position als Landgerichtsdirektor – mittlerweile in Breslau – gedrängt als er sich geweigert hatte, die Hakenkreuzflagge zu grüßen. Er ging in den vorzeitigen Ruhestand und hoffte, er könne die Gesellschaft unbeschadet von den politischen Einflüssen in der Stille weiterführen.

Mockrauer war jüdischer Herkunft und hatte sich schon vor 1933 offen gegen die Nazis in Stellung gebracht. Er musste sofort emigrieren und ging zunächst nach Dänemark, später nach Schweden. Doch bis auf weiteres blieb er auch aus der Ferne noch Mitglied im Vorstand und in der Wissenschaftlichen Leitung und publizierte bis Mitte der Dreißigerjahre auch noch im Jahrbuch.

Im Vorstand saßen mit Hans Taub aus München und Justizrat Wurzmann aus Frankfurt aber auch noch zwei andere Juden.

Der Antrag eines Mitglieds der Gesellschaft – Friedrich Kormann aus Bischofswerda –, den Arierparagraphen bei den Vorstandswahlen einzuführen, konnte Zint 1933 noch abwenden. 1934 musste die Gesellschaft Mitglied in der Reichsschrifttumskammer werden und im gleichen Jahr wollte das Amt Rosen-

berg, das sich der Überwachung der geistigen und weltanschaulichen Erziehung widmete, die Gesellschaft in seinen Einflussbereich ziehen. Beide Male wurde Auskunft zur Frage nichtarischer Mitglieder in den Führungsgremien gestellt. Mit Verweis auf das Ansehen der Gesellschaft im Ausland konnte Zint diese Fragen das eine Mal abmildern, im anderen Fall die personelle Situation hinlänglich verschleiern. Im Ergebnis lassen sich weder von der Reichskulturkammer noch vom Amt Rosenberg irgendwelche konkrete Maßnahmen gegen die Schopenhauer-Gesellschaft feststellen.

Einem gewissen Druck war die Gesellschaft durch die Aktivitäten nazistischer Eiferer ausgesetzt. So polemisierte Raymund Schmidt, ein Schüler Hans Vaihingers, im *Handbuch der Judenfrage* mit wüsten antisemitischen Ausfällen heftig gegen die Gesellschaft und namentlich gegen Mockrauer. Mit Sorge beobachtete Zint auch, wie die große Kant-Gesellschaft vor allem vom Amt Rosenberg niedergemacht wurde. Nie konnte man wissen, ob und wann man selbst an die Reihe kommt.

Aufgrund zweier Rücktritte – davon einer wohl aus politischen Gründen (Kurt Wollf aus Dresden) – und mehrerer (natürlicher) Todesfälle waren in Vorstand und Wissenschaftlicher Leitung damals mehrere Posten neu zu besetzen. Dabei kamen auch Sympathisanten des Regimes wie der Direktor der Frankfurter Stadtbibliothek Richard Oehler (ein Vetter Nietzsches), der Direktor der Frankfurter Senckenberg-Bibliothek Walter Rauschenberger oder der Stadtarchivar von Hamburg-Altona Paul Th. Hoffmann sowie andere in die Gremien, ohne dass sie hier aber größeren Einfluss entfaltet hätten. Bemerkenswert aber ist, dass man mit dem italienischen Rechtsphilosophen Giorgio del Vecchio noch 1934 auch einen Juden (zumindest war er jüdischer Herkunft) in die Wissenschaftliche Leitung berief und die ganze NS-Zeit über im Vorstand beließ; wahrscheinlich war den deutschen Behörden sein Judentum nicht bekannt; im Übrigen war die Mitgliedschaft in der Wissenschaftlichen Leitung mehr ein bloßer Titel, das Gremium kam nie zu einer Sitzung zusammen. Von Bedeutung aber war der Berliner Rechtsphilosoph Carl August Emge, der eine schillernde Figur war und der, ebenfalls neu berufen in die Wissenschaftliche Leitung, nun als offizieller Verbindungsmann der Gesellschaft zum Amt Rosenberg fungierte. Am Bedeutendsten aber war in der Folge die Berufung eines Mannes, der für die Geschichte der Gesellschaft und für die Schopenhauer-Rezeption im 20. Jahrhundert generell von zentraler Bedeutung werden sollte: Arthur Hübscher.

Von ihm, Hübscher (1897–1985), ist hier ausführlicher zu handeln. Er war von Schopenhauer schon durch sein Elternhaus geprägt. Sein Vater war dem Philosophen als Buchantiquar und zeitweiliger Verleger schon verbunden. Hübscher wurde nach einem Studium der romanischen Philologie, der Philosophie und der Geschichte 1924 Chefredakteur der *Süddeutschen Monatshefte* in München. Diese 1904 gegründete Zeitschrift hatte zunächst eine mehr kulturelle Ausrichtung

und hegte mit einer Wendung gegen den bismarckschen Einheitsstaat pro-wittelsbachische Sympathien. In den Zwanzigerjahren vollzog sie einen scharfen Rechtskurs. Dolchstoßlegende, der Versailler Friedensvertrag und Kampf gegen die Republik wurden jetzt die Themen. Hübscher erlangte als Redakteur hier eine gewisse überregionale Bekanntheit, als er Thomas Mann in einer publizistischen Initiative dessen Wendung hin zur Republik vorwarf. Seinem bevorzugten Interesse an Schopenhauer ging er schon im Rahmen seiner Herausgebertätigkeit nach und widmete dem Philosophen im April 1930 sogar eine ganze Ausgabe der *Süddeutschen Monatshefte*. Zugleich betrieb er schon damals editorische Projekte zu Schopenhauer und arbeitete an einer Sammlung von dessen Gesprächen. Dabei knüpfte er Kontakte zur Schopenhauer-Gesellschaft, die bereit war, diese Sammlung im Rahmen ihres Jahrbuchs herauszubringen. Auch Reinhard Piper betraute ihn 1932 mit der Weiterbearbeitung der nur noch schleppend weitergeführten Deussen-Ausgabe der schopenhauerschen Arbeiten: Hübscher sollte hier die Briefbände edieren. Dank dieser Arbeiten wurde Hübscher bald zu einem der führenden Experten in Sachen Schopenhauer. Hans Zint lernte ihn schnell schätzen und versuchte ihn in die Arbeit der Gesellschaft einzubinden. 1934 wurde Hübscher in die Wissenschaftliche Leitung, ein Jahr später in den Vorstand berufen. Zu diesem Zeitpunkt war die Gesellschaft vor allem wegen des kontinuierlichen Mitgliederschwunds und des schleichenden Verlusts der finanziellen Basis in äußerst schwieriges Fahrwasser geraten. Um 40 % war die Mitgliederzahl seit 1930 zurückgegangen – von 689 auf 412 zu Beginn des Jahres 1936. Zint war, auch gesundheitlich bedingt, am Ende seiner Kräfte und kündigte seinen Rückzug an. Hübscher war sein Favorit für die Nachfolge. Doch die Übergabe des Amtes verlief nicht ganz ohne Reibungen. Mockrauer hatte in einem Brief aus Kopenhagen einige heikle Fragen aufgeworfen, wie er, Hübscher, sich die Leitung der Gesellschaft unter den gegebenen Umständen denn vorstelle. Mockrauers Brief ist nicht erhalten, nur so viel ließ sich darüber in Erfahrung bringen, dass Hübscher darüber empört war: Er sprach davon, Mockrauers Methoden würden die Gesellschaft und höchstwahrscheinlich ihre leitenden Männer aufs schwerste schädigen. Doch Mockrauer war ein nüchterner Kopf; er muss wohl den Nerv getroffen haben. Hübscher wurde ungeachtet dieses Einwands zum neuen Präsidenten gewählt und trat sein Amt am 30. Oktober 1936, dem Tag des fünfundzwanzigjährigen Gründungsjubiläums der Gesellschaft an.

Hübscher arbeitete damals erneut an einem großen Schopenhauer-Projekt. Er wollte jetzt selbst eine neue historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke herausbringen. Bei allen seinen Vorgängern, auch bei Deussen, für dessen Ausgabe er ja gleichzeitig noch die Briefe bearbeitete, machte er gewisse methodische Mängel aus, die sowohl textkritische Überlegungen wie auch solche zur Abfolge der einzelnen Werke in der Gesamtausgabe betrafen. Hübscher orientierte sich dabei

vor allem an den Editionsprinzipien des ersten Herausgebers der Werke, dem von Schopenhauer noch selbst beauftragten Julius Frauenstädt.

Im Untertitel seiner Ausgabe erwies er Frauenstädt offen seine Reverenz, was insofern bemerkenswert war, als Frauenstädt Jude war. Alfred Baeumler, Leiter der Abteilung Wissenschaft im Amt Rosenberg, sprach ihn einmal darauf an, warum er nicht gesagt habe, dass Frauenstädt Jude sei. Dennoch ließ Hübscher die Bände zwischen 1937 und 1941 mit Verweis auf Frauenstädt erscheinen. Im Übrigen war die Ausgabe eine der großen editorischen Leistungen und kommt in einzelnen textlichen Formulierungen mit guten Gründen in der Tat zu anderen Ergebnissen als die Vorgänger, aber auch die Nachfolger – etwa die grundlegend anders konzipierte Lütkehaus-Ausgabe von 1988. Hübschers Edition ist bis heute die wichtigste geblieben und dürfte in der Schopenhauer-Rezeption die am häufigsten zitierte sein, gerade auch wenn man die Taschenbuchausgabe mit hinzunimmt, die in den Siebzigerjahren nach dieser Vorlage im Diogenes-Verlag erschien.

Das Bekenntnis zu dem Juden Frauenstädt ist das eine. Andererseits ließ Hübscher sich im Vorwort zum ersten Band aber auch zu einer sehr polemischen Äußerung gegen die moderne Kunst, die moderne Musik, bestimmte Philosophen und dergleichen hinreisen, die möglicherweise unter dem Eindruck der Ausstellung „Entartete Kunst“, die damals in München gezeigt wurde, entstanden ist. Die Passage war ihm später so peinlich, dass er sie schon in der Neuauflage von 1948 und später in der Auflage von 1972 getilgt hat. Hübscher war zu diesem Zeitpunkt Mitglied der Partei, der er 1937 beigetreten war. Es spricht einiges dafür, dass dies nicht ganz freiwillig geschehen war. Die Nazis hatten seine *Süddeutschen Monatshefte* 1936 verboten, Hübscher war jetzt Schriftleiter bei den *Neuesten Münchner Nachrichten* und in dieser Stellung dürfte ein gewisser Druck hinsichtlich eines Parteieintritts auf ihm gelastet haben.

Auch für die Schopenhauer-Gesellschaft war 1937 ein Schicksalsjahr: Es brachte die Entscheidung in der Frage der Mitgliedschaft der Juden im Vorstand. Mockrauer hatte das schon rechtzeitig nüchtern vorhergesehen und kündigte schon Ende 1936 daher seinen Rücktritt an. Zint fühlte sich ihm jedoch verpflichtet und überredete ihn zur Rücknahme seiner Austrittserklärung, so dass Mockrauer zunächst doch im Vorstand verblieb. Hier saßen mit den genannten Herren Taub und Wurzmann auch noch die anderen beiden Juden. Hübscher und der Schriftführer Konrad Pfeiffer aus Halle, der hier nun immer mehr zu seinem Vertrauten und Partner wurde, standen objektiv vor einem Dilemma. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass sie die drei Kollegen aus einer antisemitischen oder politischen Haltung heraus aus dem Vorstand hätten drängen wollen. Aber es zeichnete sich doch ab, dass eine Gesellschaft, die zu diesem Zeitpunkt noch Juden im Vorstand hatte, in größte Schwierigkeiten kommen würde, zumal im Jahr darauf, 1938, Schopenhauers 150. Geburtstag anstand, bei dem man gerne

wieder etwas aus der Deckung heraus und an die Öffentlichkeit treten wollte. Die Handlungsalternative, vor der Hübscher und Pfeiffer sich hier gestellt sahen, kann man mit Verweis auf das Schicksal zweier anderer Gesellschaften so darstellen: Beim Städelschen Museums-Verein in Frankfurt zum Beispiel hatte man sich dazu entschlossen, den Verein langsam eingehen zu lassen, um nicht, wie es später hieß, durch die nationalsozialistische Gesetzgebung gezwungen zu sein, etwas gegen hochverdiente Mitglieder unternehmen zu müssen: also Auflösung. Anders bei der Frankfurter Gesellschaft für Handel, Industrie und Wissenschaft: hier hatte der Vorstand schon 1935 von sich aus die jüdischen Mitglieder zum Austritt gezwungen. Hübscher wollte beides vermeiden: weder wollte er die jüdischen Mitglieder ausschließen noch wollte er die Gesellschaft auflösen. Die Situation im nationalsozialistischen Deutschland war aber so, dass beides eben nicht ging, oder es hätte eines Übermaßes an Verschlagenheit und Gewitztheit bedurft, um sich hier irgendwie durchzuwinden. Vor dieses unauflösbare Dilemma wäre auch jeder Andere in der Position des Präsidenten gestellt gewesen.

Über diese objektiv extreme Schwierigkeit, in der sich der Vorstand hier befand, darf aber das Schicksal der betroffenen Personen nicht aus dem Blick geraten. Während Taub in München angesichts der Situation schlicht resignierte und Mockrauer aus dem Exil heraus ein weiteres Mal einen Brief schrieb, in dem er Hübscher mit unangenehmen Fragen konfrontierte, wollte Leo Wurzman das Feld nicht freiwillig räumen.

Wurzman war Anfang der Zwanzigerjahre nach Deussens Tod für einige Zeit Präsident der Gesellschaft gewesen und 1927 zum Ehrenmitglied ernannt worden. Als 1937 unter den genannten Umständen turnusgemäß Neuwahlen zum Vorstand anstanden, nahm Hübscher die drei Herren schlicht und einfach nicht mehr in die Kandidatenliste auf. Wurzman konnte sich dagegen nicht wehren. In einem Brief war von einer „Hinauswahl“ der Juden die Rede; in den zeitgenössischen Quellen drücken sich schwere Skrupel der Akteure aus. Wurzman war über die Gewalt, die ihm politisch hier angetan wurde, dennoch tief verbittert. Er emigrierte bald in die USA, wo er 1941 starb. Taub konnte nach Schweden entkommen, wo er den Krieg überlebte; nach 1945 wurde er wieder Mitglied im Vorstand und bekundete gerade gegenüber Hübscher doch immerhin Dankbarkeit, der ihm am gemeinsamen Wohnort München offenbar einen gewissen Beistand geleistet hatte.

Das Jahr 1938 brachte wie erwähnt die Feiern zu Schopenhauers 150. Geburtstag. In mehreren Städten, darunter auch Frankfurt, wurden Schopenhauer-Ausstellungen gezeigt. Die zentrale Feier, die so genannte „Reichsfeier“, richtete jedoch seine Geburtsstadt Danzig aus. Die Schopenhauer-Gesellschaft war an diesen Veranstaltungen nur marginal beteiligt. Hübscher hielt zur Eröffnung der Frankfurter Ausstellung und im Rahmen eines Veranstaltungsprogramms der Festwoche in Danzig jeweils einen Vortrag. Die offizielle Festansprache in Dan-

zig aber hielt ausgerechnet der damals so hoch positionierte Schopenhauer-Kritiker Rosenberg. Die Bitte der Danziger Veranstalter, sein Schopenhauer-Kapitel aus dem *Mythus des 20. Jahrhunderts* trotz der hier vorgenommenen ungünstigen Behandlung des Philosophen in einer Festschrift abdrucken zu dürfen, wies er zurück: Es habe sich hier um eine „im Zusammenhang notwendige Kritik an Schopenhauer“ gehandelt, ließ er ausrichten. In der Festrede, die er an der Danziger Universität schließlich hielt, ließ er – dem Anlass entsprechend – dann einen anderen Schopenhauer hervortreten. Jetzt lobte er dessen „Wahrheitsfanatismus“ – Schopenhauer selbst hatte „von rücksichtsloser Wahrheitsforschung“ gesprochen –, nahm stärkeren Bezug auf die antijüdischen Stellen in seinem Werk und attestierte ihm pathetisch „großes heroisches Leben“, „großes Ringen“, „heldisches“ Sichstellen, „großes Menschentum“ und dergleichen. Die bedeutendste Würdigung Schopenhauers im Jubiläumsjahr blieb in Deutschland damals aber ungehört. Sie kam aus Übersee. Ihr Autor war Thomas Mann. Mann war seit frühester Jugend an ein Verehrer und souveräner Interpret Schopenhauers. Erstmals in den *Buddenbrooks* hatte er ihm literarisch ein Denkmal gesetzt. Jetzt widmete er ihm kenntnisreich und mit unverbrüchlicher Sympathie eine kleine Monographie, die bei Bermann Fischer in Stockholm erschien. An einem Punkt aber rückte Mann nun deutlich von dem verehrten Meister ab. Das war dessen verächtliches Verhältnis zu allem Politischen. Mann zitierte die bekannte Anekdote aus dem Jahr 1848: Schopenhauer war über die Aufstände, die sich im September des Paulskirchenjahres unmittelbar vor seinem Haus an der Schönen Aussicht ereignet hatten, bekanntlich empört. Den Soldaten, die zur Niederschlagung gerufen worden waren und die bei dieser Gelegenheit sogar in seine Wohnung eindringen, ließ er seinen doppelten Operngucker reichen, damit sie die „souveräne Kanaille“ – wie er die Aufständischen beschimpfte – besser zusammenschießen könnten; dem Unterstützungsfond, der die dabei zu Schaden gekommenen Soldaten auffing, vermachte er später dann sogar sein Vermögen. Thomas Mann hatte diese bezeichnende Episode während des Ersten Weltkriegs in seinen *Betrachtungen eines Unpolitischen* noch sehr beifällig zitiert. Dann aber vollzog er eine Wende, und angesichts des Nationalsozialismus war ihm die Politiklosigkeit des deutschen Geistes, für die ihm Schopenhauer insbesondere stand, das gegen-demokratische Herabblicken auf die politische und soziale Sphäre von der Höhe des Spirituellen und der „Bildung“, mehr als bedenklich geworden. Jetzt sah er in Schopenhauers Verhalten 1848 Komik, Philisterei und Drückebergerei. „Man entgeht der Politik damit nicht, man gerät nur auf die falsche Seite – und zwar mit Leidenschaft.“ Die Kulturkatastrophe des Nationalsozialismus war für Thomas Mann der deutlichste Beleg für die Konsequenz dieser sehr deutschen Geisteshaltung. Von einer Philosophie, die wie die schopenhauersche nicht auf *Befreiung*, sondern auf *Erlösung* ziele, könne man eben kaum etwas anderes erwarten.

Die manifeste Skepsis, die Thomas Mann an diesem Punkt dem ansonsten von ihm nach wie vor hochgeschätzten Schopenhauer entgegenbrachte, sollte im gleichen Jahr noch auf gespenstische Weise eine Art empirischer Bestätigung erfahren. Schopenhauers Wohnung wurde ein zweites Mal von den Gewaltstößen des Politischen heimgesucht. Das war in der so genannten „Reichskristallnacht“ – und es sollten just die Eruptionen dieser dunklen Nacht sein, die paradoxerweise länger schon gehegte Pläne für ein Schopenhauer-Museum kräftig beförderten.

Schopenhauers Sterbewohnung im Haus Schöne Aussicht Nr. 16 war auch fast 80 Jahre nach seinem Tod baulich noch unversehrt vorhanden. Im Atrium des großen Hauses hatte man dem Meister 1931 unter Beteiligung der Schopenhauer-Gesellschaft eine große Büste aufgestellt. In der Wohnung selbst betrieben die Gebrüder Weiß eine Weinhandlung. Die Herrn Weiß aber waren, wie auch der Besitzer des Hauses, Moritz Fuld-Sachs, Juden. Es gab dort in der Nachbarschaft noch andere jüdische Weinhandlungen, so etwa die des Vaters von Adorno, der nach dem Krieg entsprechende Restitutionsansprüche stellte. Am 9. November 1938 stürmten braune Horden das Haus und legten die Weinhandlung der Gebrüder Weiß in Trümmer. Auch die Schopenhauer-Büste in der Vorhalle kam bei diesem Wüten zu Schaden. Die Frankfurter Stadtverwaltung hatte die Schlägertrupps zwar nicht ausgesandt, doch in dem Umstand, dass die Brüder Weiß angesichts der Gewalt schnell aufgaben und die Wohnung räumten, sah man dort „eine sehr glückliche Gelegenheit“, um endlich die Pläne für ein Schopenhauer-Museum auf den Weg zu bringen. Kaum ein anderer in der Reihe der Frankfurter Oberbürgermeister hatte sich so ernsthaft um das Schopenhauer-Erbe gekümmert wie just Friedrich Krebs, der diese Position in der NS-Zeit innehatte. Er hatte Gelder für bedeutende Ankäufe von Schopenhaueriana, etwa aus der Sammlung Wilhelm Trübners, bewilligt. Hinzu kam in jener Zeit das Vermächtnis der sehr bedeutenden Sammlung des Wiener Rechtsanwalts Robert Gruber, die eine große Zahl von Autographen und Porträtskizzen Schopenhauers und seines Umfelds enthielt. Die Frage, wie man aus den gewachsenen Beständen des Archivs eine Gedenkstätte und ein Museum machen könnte, war zunächst offen geblieben. Jetzt, mit der Vertreibung der Gebrüder Weiß aus der Wohnung, schien überraschend die „sehr glückliche Gelegenheit“ gekommen. Rasch bemühte sich die Stadt unter Begleitung der Schopenhauer-Gesellschaft, die Räume als Museum herzurichten, und stellte Sondermittel zum Ankauf weiterer Gegenstände aus der Lebenssphäre des Philosophen zur Verfügung. Zu Schopenhauers Geburtstag am 22. Februar 1940 war eigentlich die Eröffnung geplant. Hübscher hatte dafür schon eine Rede vorbereitet. Doch der unterdessen ausgebrochene Krieg zwang zur Verschiebung. Und der Krieg sollte das Projekt schließlich auch zunichte machen: Das Museum wurde nie eröffnet. Mit dem Untergang der Frankfurter Altstadt im März 1944 fiel auch das Schopenhauer-Haus in Trüm-

mer. Die Erdgeschossmauern, die Schopenhauers Wohnung umfasst hatten, waren eigentlich stehen geblieben; doch wie überall im Stadtgebiet räumte die Nachkriegszeit auch diese Reste ab. Fast schwerwiegender ist noch, dass auch Teile der Schopenhauer-Sammlung verbrannt sind, weil man es versäumt hatte, sie rechtzeitig auszulagern: Originalmobiliar, bedeutende Manuskripte, die Autographensammlung von Robert Gruber, aber auch die oben genannte Karikatur Wilhelm Buschs. Die Lebensmacht des Politischen hatte zurückgeschlagen, nachdem der deutsche Bildungsbürger sich zu schade dafür gewesen war, sie zu kontrollieren und vernünftig zu führen, und sich damit begnügt hatte, sie zu verachten. Eine Bestandsaufnahme ergab 1959 immerhin, dass der ungleich größere Teil der Frankfurter Schopenhauer-Sammlungen unbeschadet geblieben war.

Deutschland ging während des Krieges immer mehr seiner Zerstörung und Selbstzerstörung entgegen. Die Schopenhauer-Gesellschaft erlebte in dieser Zeit hingegen eine kleine Scheinblüte. Mangels anderweitiger Konsummöglichkeiten kaufte das Publikum mitten im Krieg verstärkt die Jahrbücher; auch die Mitgliederzahl stieg wieder etwas an und Spenden gingen ein, auch wenn das Geld faktisch nichts mehr wert war und man gerade das, was man am dringendsten brauchte, nämlich Papier zum Druck der Jahrbücher, wegen entsprechender strenger Materialkontingentierungen ohnehin nicht mehr frei kaufen konnte. 1943 meldete sich kein Geringerer als Martin Bormann – Hitlers Büroleiter – bei Hübscher, und bat um Übersendung einiger Jahrbücher. Er revanchierte sich großzügig durch eine Spende über 10.000 RM, ließ Hübscher Hilfe bei der Evakuierung seiner Schopenhauer-Materialien aus dem kriegszerstörten München zukommen und sorgte dafür, dass der Schopenhauer-Gesellschaft weiterhin das nötige Papier zum Druck des Jahrbuchs zugestanden wurde. Hübscher war das nicht ganz geheuer, denn erkennbar war er generell darum bemüht, verfängliche Einlassungen mit offiziellen Stellen so weit wie möglich zu unterlassen. Immerhin, das Schopenhauer-Jahrbuch konnte so bis 1944 erscheinen. Inhaltlich war es gelungen, das Jahrbuch weitgehend auf einem sachlichen Niveau zu halten. Vereinzelt hatten Autoren gewisse Avancen an das Regime gemacht: etwa 1938 als man aus Anlass des 150. Geburtstags Schopenhauers zahlreiche Autoren eingeladen hatte, ihr Schopenhauer-Erlebnis darzulegen. Ludwig Schemann hatte den Meister dort als „großen Bahnbrecher für die Rasse“ gefeiert. Dem widersprachen im gleichen Band, in dem auch Hermann Hesse ein kurzes Statement abgab, im Geiste andere Beiträge, etwa der von Vorstandsmitglied Hans Oellacher aus Österreich, der damals schrieb, es ehre Schopenhauer, dass er in dieser Zeit nicht populär sei. Ansonsten aber hatte das Jahrbuch sich als Forum gelehrter Schopenhauer-Rezeption etabliert.

Als Parteimitglied musste Hübscher nach dem Krieg in München ein Spruchkammerverfahren durchlaufen. Wenn Parteigenossen nur formal Mitglieder gewesen und ansonsten nicht weiter belastet waren, erhielten sie den Status

eines Mitläufers. Um aber das Siegel „entlastet“ zu erhalten, musste ein ehemaliger PG (Parteigenosse) konkrete Widerstandshandlungen nachweisen können. Hübscher mobilisierte im Verein mit dem Kammervorsitzenden alles, um sich so als verdeckten Widerständler darzustellen und aus diesem Verfahren als entlastet hervorzugehen. Alles, was problematisch hätte sein können – die „Hinauswahl“ der Juden aus dem Vorstand oder bestimmte ungünstige Äußerungen von ihm während der NS-Zeit – wurde dabei systematisch verschwiegen. Dank dieser sehr einseitigen Würdigung wurde Hübscher in der Tat als entlastet eingestuft. So kam es, dass Hübscher immer sagen konnte, die Schopenhauer-Gesellschaft sei unangetastet in Haltung und Bestand durch die NS-Zeit gekommen. Er wurde darin insofern bestärkt als nach dem Krieg auch die Emigranten wieder zur Gesellschaft zurückkehrten: zunächst Hans Taub, und später sogar Franz Mockrauer, der sich nach einer einfachen Aussprache mit Hübscher versöhnlich zeigte und bis zu seinem Tod 1962 wieder intensiv in Vorstand und Jahrbuch mitarbeitete. Erst die jetzt vorliegende historische Rekonstruktion zeigt, dass es, wie meist in solchen Fällen, wenn nicht schwerwiegende Verstrickung, so doch allerdhand Grau in Grau geben hatte. Die Bilanz wirkt ein bisschen geschönt.

Abschließend noch ein kurzer Ausblick auf das weitere Geschehen.

Den braunen Jahren folgten in der Zeit nach 1945 heftige philosophische Grabenkriege. Wer trug geistesgeschichtlich Mitschuld an diesem ungeheuren Vorgang? Unter anderem Schopenhauer – hieß es jetzt in bestimmten Kreisen. Ernst Niekisch war 1946 einer der ersten, der sich in einem in Ost-Berlin publizierten Aufsatz so äußerte. Von Schopenhauer führe über Wagner und Nietzsches Übermensch eine direkte Genealogie zu Hitler. Wenige Jahre später verfocht mit ungleich größerer Wirkung Georg Lukács die gleiche These: Schopenhauer war für ihn ein Hauptvertreter jener „irrationalistischen“ Philosophie des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, die zum geistigen Wegbereiter Hitlers geworden sei. Er sah in ihm (da er von ererbtem Vermögen gelebt hatte) einen „Rentnerschriftsteller“ und daraus folgend einen „indirekten Apologeten der kapitalistischen Gesellschaftsordnung“. Solche Angriffe blieben nicht unwidersprochen. Schon Karl R. Popper hatte in seinem einflussreichen Buch *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde* stattdessen Hegel auf die Anklagebank gesetzt. Hegel sei der Vater des totalitären Staatsgedankens, gleich ob nazistischer oder kommunistischer Provenienz, und Popper nahm wiederholt Schopenhauer als Kronzeugen gegen Hegel in Anspruch. Hübscher sah dies ebenso. Auch er entwickelte eine massive Aversion gegen Hegel. Hübscher zog Linien von Hegel ausgehend über die Rezeption auf der Rechten mit dem konservativen Vordenker Friedrich Julius Stahl zu Hitler, auf der Linken über Marx zu Stalin. Beide Ideologien, deren Wurzeln er eben bei Hegel sah, ließen dem Einzelnen nicht seinen Entfaltungsraum, sondern setzten auf das Kollektive: Gesellschaft, Ge-

meinschaft, Masse, Volk, Staat. Die Reichshauptstadt des Nationalsozialismus und die Hauptstadt des Sklavenstaates der DDR seien gleichermaßen Manifestationen der hegelschen Staatsdespotie. Dabei ließ Hübscher den subtilen Hinweis folgen, jenseits der Berliner Mauer sei in keiner öffentlichen Bibliothek Schopenhauer zu finden – nein, Schopenhauer konnte man die deutsche Katastrophe nicht anlasten.

Hübscher, der ab 1955 den Kontakt zu Horkheimer suchte und fand, konnte bei den Frankfurter Philosophen mit solcher Hegel-Aversion natürlich nicht reüssieren. Zu Horkheimer war das Verhältnis gleichwohl freundlich, zu Adorno nur flüchtig und distanziert. Horkheimer, der schon in den Zwanzigerjahren Mitglied der Gesellschaft gewesen war und in Schopenhauer einen seiner Leiter sah, hielt mehrfach Vorträge für die Gesellschaft, darunter auch bei der großen Festveranstaltung in der Paulskirche 1960 aus Anlass des 100. Todestages von Schopenhauer, wurde Mitglied der Wissenschaftlichen Leitung und 1966 sogar Ehrenmitglied der Gesellschaft.

Hübscher übersiedelte nach seiner Pensionierung 1962 von München nach Frankfurt, wo er in die Dienste der Stadt Frankfurt trat und neben seiner Funktion als Präsident der Schopenhauer-Gesellschaft selbst für 20 Jahre noch die Leitung des Schopenhauer-Archivs übernahm. Hier gelang ihm eindrucksvoll die Etablierung der Schopenhauer-Tradition, die in dieser Zeit sehr mit seinem Namen verbunden war. Vor allem gelangen ihm hier auch bedeutende Erweiterungen der Sammlungen des Archivs, insbesondere vermochte er die Gwinner-Erben zur Stiftung ihres reichhaltigen Besitzes an Schopenhaueriana zu veranlassen.

Dass die Schlussphase der fast ein halbes Jahrhundert dauernden Präsidentschaft Hübschers mit Turbulenzen verbunden war, sei hier nur am Rande vermerkt. Man wird sich diesen Vorgängen zu einem späteren Zeitpunkt aus größerer historischer Distanz unbefangener nähern können als heute. Nach Deussen war keiner der Präsidenten der Gesellschaft mehr universitär verankert. Erst in den 1980er Jahren, nach Hübscher, kam es wieder zu einer stärkeren Anbindung an die universitäre Philosophie.

Die ersten fünfzig Jahre der Schopenhauer-Gesellschaft fielen in eine Zeit besonders heftiger historischer und politischer Verwerfungen. Sie konnten die Rezeptionsgeschichte eines Philosophen wie Schopenhauer nicht unberührt lassen. In dieser Zeit war es Aufgabe der Schopenhauer-Gesellschaft, groben ideologischen Umdeutungen und Vereinnahmungen entgegenzuwirken. Trotz allem gelang es der Gesellschaft auch unter diesen Umständen, die Institutionalisierung des schopenhauerschen Werkes und die geistesgeschichtliche Traditionsbildung weit voranzutreiben. Nietzsches Diktum an Deussen, Schopenhauer zu lesen, gilt noch immer. Doch heute liest man Schopenhauer anders als damals, nicht zuletzt deshalb, weil in den Publikationen der Gesellschaft seither viele Zeilen „über ihn“ geschrieben wurden.